



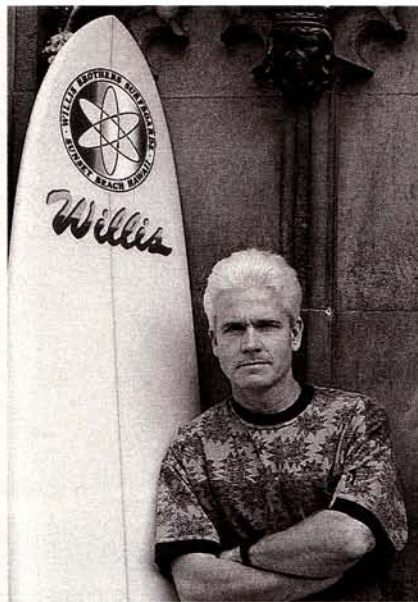
Wer auf den Wellen reitet, erlebt den ultimativen Orgasmus.

Behauptet Andy Martin, Professor in Cambridge und Autor der Surfer-Bibel »Walking on Water«.

Peter Sager sprach mit ihm über das Drama von Erlösung und Verdammnis auf dem Br

Besser als Sex

Wenn Andy Martin nicht gerade an der North Shore von Hawaii auf dem Brett steht oder als Surfkorrespondent der »Times« von vor Ort berichtet, lehrt er Französisch an der Universität Cambridge. Er träumt von einem Lehrstuhl für Surfen



Manche Leute glauben, Surfen sei »fun«,
bloßer Zeitvertreib. Tatsächlich ist es genau
das Gegenteil, eine Art Lebensentscheidung



ZEITmagazin: Hier am River Cam heißt der Volkssport Stocherkahnfahren. Was macht man da als Surfer?

Andy Martin: Natürlich hoffe ich, daß eines Tages eine große Woge über Ostengland rollt und die Colleges überflutet.

ZM: Und Sie springen dann auf Ihr Surfbrett ...

Martin: Ja, und die ganzen alten Akademiker ertrinken, und ich werde als einziger auf meinem Brett überleben!

ZM: Sie sind Französischdozent an der Universität Cambridge, Sie haben Bücher über Jules Verne und Brigitte Bardot geschrieben. Als erster und einziger Don wurden Sie „Surfkorrespondent der Times“.

Martin: Ja, ein hübscher Titel, fast so eindrucksvoll wie „Redaktionsphotograph des Playboy“.

ZM: Das Wellenreiten fasziniert Sie mehr als jeder andere Sport. Warum?

Martin: Wahrscheinlich weil es genau das Gegenteil von allem Englischen ist. London, wo ich herkomme, und Cambridge repräsentieren das feste Land, den gesunden Verstand, das Intellektuelle. Surfen war für mich ein anderer Planet, als würde man von fremden Wesen adaptiert.

ZM: Sie sind immer wieder zum Surfen nach Hawaii geflogen, und Sie haben ein Buch darüber geschrieben. „Walking on Water“ gilt längst als Bibel der Surfer, auch wenn's noch kein deutscher Verleger gemerkt hat.

Martin: Das schönste Kompliment hat mir ein Lehrer gemacht, der Jugendliche unterrichtete, die sich weigerten, Bücher in die Hand zu nehmen. Dies sei das erste Buch, mit dem er sie zum Lesen gebracht habe.

ZM: Ein Buch über die *beach boys* von Hawaii, mit einem Motto aus der Genesis: „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ Gott als erster Surfer?

Martin: Ja, sicher. Er surfte die Welt ins Leben. In der Bibel heißt es immer wieder, daß das Wasser uns Leben gibt, es aber auch zerstört.

ZM: Das Surfbrett als eine Arche Noah für Singles?

Martin: Surfen hatte für mich immer eine Verbindung mit der Sintflut, mit diesen mesopotamischen Mythen, die wahrscheinlich mit historischen Ereignissen zu tun haben, als der Mensch das Land in Besitz nahm, zugleich aber mit dem Wasser fertig werden mußte. Von der Evolution her ist es genau umgekehrt: Wir kamen aus dem Wasser – wie sollten wir uns dem Land anpassen? Das ist unser Ursprungstrauma. So habe ich Surfen immer als nostalgische Übung begriffen, eine Art Rückkehr zu unseren Wurzeln, in dieses Zwischenreich, wo Land und Meer sich treffen.

ZM: Klingt nicht gerade nach Freizeitvergnügen. Offenbar haben wir es vor allem mit einem Denksport zu tun.

Martin: Beim Surfen macht man keine große Reise. Du gehst nicht irgendwohin, du gehst allenfalls unter. Dein Ziel ist etwas vollkommen

Ungreifbares: ein Moment der Erfahrung, eine bestimmte Seinsweise. Jener Augenblick auf einer großen Welle ist in sich selbst so flüchtig, ungeheuer kurz und so ungeheuer intensiv, als würde man von einem Blitzschlag getroffen. Es ist eine Empfindung wie bei Proust: Augenblicke, die eine Ewigkeit enthalten.

ZM: Surfen hat für Sie mythische, literarische Dimensionen. Sie zitieren Autoren wie Jack London oder Herman Melville.

Martin: Autoren, die auch Reisende waren, auf der Suche nach dem Unbekannten, dem Grenzenlosen. Zugleich beschrieben sie eine Erfahrung von Gewalt, Naturgewalt. England liegt in einer sehr gemäßigten Klimazone, den Elementen nicht so ausgesetzt wie Hawaii. Dort ist man mitten im Ozean, fast wie im Auge des Orkans. Solche Naturkräfte vergessen wir hier, so eingepackt in unsere eigene Kultur. Vermutlich war es ein Bedürfnis, mich aufzuladen, das mich immer wieder nach Hawaii trieb.

ZM: Und dort, unter den Surfern, wurde Ihnen bewußt, daß die Welle „eine Summe der Welt“ ist.

Martin: In der Welle sah ich eine Schlüsselmetapher der französischen Romantiker, von Victor Hugo bis Baudelaire. Zweifellos habe ich Surfen als Rückkehr zu einem ursprünglichen Zustand betrachtet, eine Art von Rousseauscher Suche nach dem „edlen Wilden“ – edle Wilde in Shorts –, und ich könnte einer von ihnen sein, etwas naiv. Surfen als letzte Zuflucht der Realität. Deine Sehnsucht nach Fülle, nach reinem Sein, Existenz in einer sehr rohen Form – hier war sie, wenn auch nur kurz.

ZM: Indem Sie darüber schreiben, verlängern Sie diesen Moment. Sie haben aus dem Surfen eine eigene Disziplin gemacht, den philosophischen Wassersport par excellence.

Martin: Der Höhepunkt beim Surfen führt unweigerlich zu einem Absturz. Wäre es kein Klischee, könnte man es mit einer Droge vergleichen: Du hast dasselbe Gefühl äußerster Intensität, und du setzt alles daran, das wieder zu erreichen. Manche Leute glauben, Surfen sei *fun*, bloßer Zeitvertreib. Tatsächlich ist es genau das Gegenteil, eine Art Lebensentscheidung. Echte Surfer sind wie Zen-Mönche, sie konzentrieren sich auf eine einzige Sache, auf ihren Gott.

ZM: In Ihrer Apotheose des Surfens zitieren Sie auch den französischen Extremsportler Jean-Paul Sartre.

Martin: In seinem Buch „Das Sein und das Nichts“ erwähnt Sartre das Skifahren: eine großartige Erfahrung, aber leider hinterlasse man dabei seine Spuren im Schnee. Eigentlich beschreibt er damit schon, ohne es beim Namen zu nennen, das Surfen. Wenn das Wasser sich hinter dir schließt, hinterläßt du keine Spur. Insofern wäre Surfen für Sartre die perfekte existentielle Erfahrung: Du bist völlig ungebunden; alles, was du tust, geschieht nur in diesem einen Augenblick. Ich denke, das hätte ihm gefallen.

ZM: Sie betrachten das Surfen unter philosophischen, literarischen, ethnologischen, unter allen möglichen Aspekten: das interdisziplinäre Thema schlechthin. Hat Cambridge Ihnen schon den Lehrstuhl für Surfen angeboten?

Martin: Davon träume ich natürlich (*lacht*). In Australien gibt es ein Forschungszentrum, finanziert von der Regierung, wo man die Physiologie der Surfer untersucht.

ZM: Roland Barthes, der französische Soziologe, hat ja schon vor Jahren über die Tour de France und andere Mythen des Alltags nachgedacht.

Martin: Auch Surfen ist ein Zeichensystem mit eigenen Bedeutungen. Dennoch versuche ich, diese Art von semiotischem Diskurs nicht zu wiederholen. Das ist mir zu akademisch. Es widerspricht auch der Mentalität der Surfer, völlig verstanden und eingeordnet zu werden. Sie erklären dir die ganze Welt in Surfbegriffen, das ist ihr Modell. Als der Golfkrieg ausbrach, war ich auf Hawaii, und da hieß es nur: „Hätte Saddam Hussein doch gewußt, wie man surft, dann wäre es nie zu dem ganzen Schlamassel gekommen!“ In gewisser Weise beneide ich die Surfer um diese Art von Obsession.

ZM: Ihre Kollegen in Cambridge haben sicher kein Brett vor dem Kopf. Wie reagiert man hier auf Ihre Neigungen?

Martin: Liberal, mit Toleranz, das heißt natürlich: insgeheim repressiv. Es wird nicht gerade unterstützt. Wir haben hier ein schönes Völkerkundemuseum, mit einer Abteilung über Hawaii. Aber ein Surfbrett gibt es dort nicht, obwohl es so elementar ist für die polynesischen Welt.

ZM: Vielleicht finden manche Wissenschaftler das zu populär.

Martin: Dabei ist unsere westliche Kultur inzwischen eine regelrechte Surfkultur. Auch wer nie auf Hawaii war, trägt gerne ein Eddie-Aikau-T-Shirt. Sogar in Moskau gibt es ein Surfcafé, tausend Meilen entfernt von jeder anständigen Welle.

ZM: Warum ist dieses Strand- und Surf-Image, der Kult der muskulösen, nackten Körper, so populär geworden?

Martin: Es ist eine Art von pseudodionysischer Kultur. Man importiert, was man nicht hat: das Emotionale, Instinktive. Kalifornien fing damit an, in den sechziger Jahren, Popbands wie die Beach Boys. Einer von ihnen ertrank, ausgerechnet.

ZM: Aber nicht beim Surfen.

Martin: Nein, ich glaube, er fiel besoffen in einen Swimmingpool.

ZM: Für die meisten ist Surfen ein harmloser Freizeitsport. *Big-wave riding*, wie Sie es beschreiben, ist etwas anderes: eine Grenzerfahrung, ein Risiko mit höchstem Einsatz. Es sterben ziemlich viele bei diesem Vergnügen.

Martin: Ja, das stimmt. Offenbar gehört das mit zur Attraktion: daß du hinaus in die Wildnis gehst und vielleicht nicht mehr zurückkommst, daß dich ein Bär oder Tiger frißt. ▶

Wer hart
gearbeitet hat,
darf sich
ruhig etwas
mehr leisten:
Das Paradies.

Willkommen in der Senioren-Parkresidenz Bachmair-Weissach am Tegernsee. Hier residieren Sie wie gewohnt an bester Adresse, aber mit einem Service, der das Leben zum besonderen Genuß macht. Sie wohnen im eigenen Appartement und genießen den exklusiven Luxus eines First-Class-Hotels. Wir verwöhnen Sie mit feinsten Küche, Wellness, Sport und Kultur. Und der Sicherheit einer hauseigenen Pflegeabteilung. – Hier beginnt Ihr Lebensabend mit einer zauberhaften Morgenröte.

Der Himmel kann warten.

Willkommen im Paradies.



Parkresidenz
Bachmair-Weissach
AM TEGERNSEE

Info-Coupon

Bitte schicken Sie mir ausführliche Informationen.

Vorname/Name

Straße

PLZ/Ort

Telefon

Bitte zusenden oder faxen an:

Parkresidenz Bachmair-Weissach GmbH,
Tegernseer Straße 103, 83700 Rottach-Egern,
Telefon 08022/65177, Fax: 08022/65199

ZM: Abenteuerlust? Flirt mit dem Tod?

Martin: Man möchte fast sagen, mit dem Surfen ist tatsächlich ein Todestrieb verbunden, ein Verlangen, in den Schoß der Welle zurückzukehren. Oder der Wunsch zu tauschen: Ich gebe mein Leben auf, vorausgesetzt, ich bekomme dafür ein besseres. Die Transzendenz ist in der Welle, nicht jenseits von ihr. Surfen ist das Drama von Erlösung und Verdammnis, eine Art Religion: etwas zu opfern für jene höchste Erregung, die der Tod besiegt.

ZM: Glorifizieren Sie da nicht den puren Leichtsinns?

Martin: Beim Tod eines Surfers ist immer eine gewisse Mythisierung im Spiel. Mark Foo war der klassische Fall. Er überlebte Neunmeterwogen auf Hawaii, die ihn vom Brett feigten,

und dann verpaßt du diesen Moment. Ich habe das im vergangenen Winter auf Hawaii wieder erlebt. Alle warteten verzweifelt auf die großen Wellen, und als sie endlich kamen, waren sie für die meisten Surfer verdammt zu hoch.

ZM: El Niño hat für enorme Brandung gesorgt. Die fanatischen *big-wave rider*, heißt es, sind diesem Klimaphänomen geradezu nachgereist.

Martin: 99 Prozent aller El-Niño-Berichte waren Katastrophengeschichten. El Niño als Apokalypse, als Generalprobe für das Weltende zum Millennium. Für die Surfer war El Niño natürlich genau das Gegenteil, ein Geschenk der Götter.

ZM: Surfen ist nicht nur ein Todestrip, es ist auch eine erotische Erfahrung. „*The wave is my lover and she gives me the ultimate orgasm*“,

ZM: Was sind das für Leute, die *Big-wave*-Surfer?

Martin: Das ist ein Stamm für sich, sogar innerhalb der Welt der Surfer: überwiegend Männer, Perfektionisten, die ihr Leben fast ausschließlich den Superwellen widmen. Innerhalb dieser Gruppe gibt es die verschiedensten Typen und Motive. Ich erinnere mich an einen Vietnamveteranen, der den Alptraum des Dschungelkriegs im Wasser austrug – Surfen als Exorzismus.

ZM: Hawaii, Kalifornien, Australien, die klassischen Surfstrände sind heillos überlaufen. Indonesien gilt als neues Mekka der Wellenreiter. Aber unter Profis heißt es: Wenn du es auf Hawaii nicht packst, zählst du nicht.

Martin: Ja, das stimmt. Wettkämpfe wie der Quicksilver oder Pipeline haben ein besonderes Prestige. Und die Waimea Bay hat wohl immer noch die größten Wellen der Welt. Aber darüber gehen die Meinungen auseinander. Surfen ist eben, wie Gilles Deleuze sagt, „ein nicht-terminierter Sport“.

ZM: Auch in diesem Sport verdienen die Stars Millionen, mit Preisgeldern und Sponsorenverträgen. Kelly Slater, ein Kalifornier, ist amtierender Weltmeister der Profisurfer. Aber für Sie sind die eigentlichen Heroen die, die den Eddie Aikau Contest gewinnen.

Martin: Dieser Wettkampf auf Hawaii, benannt nach dem legendären Surfer Eddie Aikau, wird nur ausgerufen, wenn die Wellen höher sind als sechseinhalb Meter. Im vergangenen Winter wurde er erstmals offiziell verboten, weil die Wellen zu hoch waren. Für mich war das ein schwarzer Tag in den Annalen des Surfens. Denn der Slogan des Wettkampfs heißt: „*Eddie would go*“, egal wie hoch die Wellen sind. Die *Big-wave*-Surfer leben für diesen Tag, und nun durften sie am *Big day* nicht raus. Das war so, als wäre Christus wiedergekommen, und keiner dürfte ihn sehen.

ZM: Sie selbst sind zwischen Bali und Thurso so ziemlich überall gesurft. Was war die Welle Ihres Lebens?

Martin: Wahrscheinlich an der Sunset Beach, Hawaii. Es gelang mir, in eine dieser zylindrischen Wellen einzutauchen, ins Innere des Labyrinths; aber irgendwie kam ich damit nicht zurecht, ich wurde rauskatapultiert und vom Brett gefegt wie noch nie. Es war Himmel und Hölle in einem.

ZM: Gottlob kann man längst auch ohne Wellen surfen.

Martin: Ja, *surfing the internet* – ich hasse diese Metapher! Ich habe in einem Zeitungsartikel dagegen protestiert: *Keep surfing for surfers!* Sollen die Internet-Leute doch „herumkreuzen“ auf dem Internet oder „hacken“ – aber surfen können sie da nicht!

ZM: Im Grunde brauchen Sie zum Surfen weder das Meer noch das Internet. Was halten Sie von The Surge, dem neuen Extremsportparfüm von Ralph Lauren?

Martin: Okay, Sie träufeln sich etwas Eau de Cologne hinters Ohr – duften statt surfen. ◀

Das Surfbrett als Arche Noah für Singles - im Zwischenreich, wo Land und Meer sich treffen



schwärmt Ace Cool, einer der Heroen von Hawaii. Kein Wunder, daß die Surfchampions von Groupies umgeben sind wie Popstars.

Martin: Die akademische Erklärung wäre: Surfen ist ein Ersatz, eine symbolische Übung für die eigentliche Sache, den Sex am Strand. Vom Standpunkt des Surfers aus ist das falsch: Für ihn ist Surfen das Eigentliche, alles andere sind Symbole. Würde man also, im Gegensatz zu Freud, eine Surftheorie der Sexualität entwickeln statt einer Sexualtheorie des Surfens, dann sähe man: Okay, was die Leute beim Sex suchen, ist offensichtlich eine Art Ersatz für das Surfen. Die eigentliche Sache passiert doch, wenn du ins Innere der Welle surfst, das ist die wahre, archetypische Erfahrung!

ZM: Sie haben einmal geschrieben: „Die vollkommene Welle ist so schwer faßbar wie Gott, und ihre Abwesenheit hinterläßt eine Leere, die man irgendwie füllen muß. *Some get religion, others get high.*“ Welche Rolle spielen Drogen in der Surferszene?

Martin: Marihuana, heißt es, steigere die Lungenkapazität; ich nehme das nicht ernst. Aber ich glaube schon, daß Marihuana dich etwas enthemmt und dich mit weniger Vorsicht handeln läßt als sonst. Marihuana ist auf Hawaii einfach selbstverständlich, aber die meisten Surfer meiden harte Drogen.

ZM: Hawaii fasziniert Sie besonders. Sie machen gerade für die BBC einen Film über die Surfkultur der North Shore. Was ist an diesem relativ kleinen Küstenabschnitt so ungewöhnlich, abgesehen von der phantastischen Brandung?

Martin: Die North Shore ist wie ein langgezogenes Dorf am Kam Highway, geographisch äußerst begrenzt, mythologisch unendlich, episch, ein Mikrokosmos. Bei den großen Wettkämpfen im Winter, wenn die Brandung am besten ist, treffen dort die verschiedensten Kulturen aufeinander, Surfer aus aller Welt.

und dann starb er in Kalifornien auf einer Viermeterwelle, für ihn eine ziemlich durchschnittliche Welle. So ist es nun einmal: Du stirbst, wenn du es am wenigsten erwartest.

ZM: Und wer es übersteht, schreiben Sie, kehrt vollkommen gestärkt zurück, wie Äneas aus der Unterwelt.

Martin: In den Schlund der Welle zu surfen und dann wieder aufzutauchen, das ist eine Art Initiationsritus. Als stiegst du hinunter in die Löwengrube, und der Löwe fräße dich nicht auf. Das heißt doch: Du hast dich dem äußersten Test unterworfen, und wenn du ihn bestehst, dann hast du einen Grund weiterzuleben, dein Leben hat einen Sinn, du bist wichtig. Das gibt dir einen gewaltigen Kick.

ZM: Aber dieser Kick ist doch so schnell vorbei wie eine Welle.

Martin: Das ist das Schlimme daran: Du brauchst einen neuen Grund, du suchst die nächste, noch perfektere Welle. Dabei gibt es kein Ende, du kannst dir immer noch etwas Vollkommeneres vorstellen. Surfen ist eigentlich eine Tragödie.

ZM: Man hängt am Strand herum und wartet auf die ideale Brandung.

Martin: Da hast du dich jahrelang vorbereitet, vielleicht dein ganzes Leben darauf eingestellt,